

Gegen Demokratiekrise und Feudalisierung : und über linke Politik als Vorwegnahme eines künftigen Zustands

Autor(en): **Bossart, Rolf / Surber, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **105 (2011)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gegen Demokratiekrise und Feudalisierung

und über linke Politik als Vorwegnahme eines künftigen Zustands

Kaspar Surber ist einer jener Journalisten, der über die heute weit verbreitete Dienstleistungsfunktion hinausdenkt. Er versteht sich nicht nur als Aufbereiter der Informationen. Surbers Berichte suchen die nicht offenbaren Zusammenhänge und die Erzählung hinter den Fakten. Sie behaupten konkrete Verhältnisse, wo nur einzelne Ereignisse unverbunden nebeneinander stehen.

Rolf Bossart hat mit ihm zum Auftakt des Wahljahres 2011 ein Gespräch über den Journalismus, die Schweizer Linke, die wichtigen Themen für den Wahlkampf, die utopische Kraft des Festes und die Macht der historischen Sichtweise gesprochen.

Rolf Bossart: Bei Ihren Texten spürt man immer die Lust am Interpretieren, an der Erzählung hinter den Fakten und an den Zusammenhängen zwischen den Ereignissen. Ihre grösseren Texte wagen die Behauptung, die These und begnügen sich nicht mit der blossen Darstellung der Tatsachen. Die sorgfältige Recherche garantiert dabei, dass die Ideen die Fakten nicht ersetzen, sondern diese zum Sprechen bringen. Ich denke da zum Beispiel an die Geschichte über Bundesrat Merz und den Verkauf der Ausserrhoder Kantonalbank, an jene über den Privatbankier mit Hofstaat Konrad Hummler oder an die Analyse des rechten Tabuvorwurfs in der Integrationsdebatte, die zugleich auch eine schöne Kritik des überheblich-altklugen-Tagimagi-Jargons war. Können Sie sich in dieser Beschreibung ihrer Arbeitsweise wiederfinden?

Kaspar Surber: Ich habe schon immer Zeitungen gemacht, aber ich bin nicht angetreten als Journalist. Es ist eher so, dass man sich dann irgendwann Journalist nennt. Der Journalismus ist ein schönes Handwerk, das ich mit der Zeit gelernt habe, am besten daran gefällt mir die Schreibarbeit. Aber das Wichtigste ist die Freude, den Dingen nachzugehen, die gefundenen Sachen zu montieren und dann zu schauen, was sich insgesamt zeigt. Gerade beim Text über Konrad Hummler ist mir aufgefallen, dass die These nicht am Anfang stand, sondern dass die zusammengesetzten Teile mit der Zeit einfach eine bestimmte Richtung oder Logik aufgewiesen haben. Oder anders gesagt: Es wird irgendwann klar, wie die losen Abläufe in Machtzusammenhänge zu übersetzen sind.

Wie der Regisseur oft auch erst im Schnittraum die Geschichte, die er die letzten Monate gedreht hat, nochmals neu entdeckt ...

Es ist einfach so, dass ich bei den grösseren Sachen die Thematik immer längere Zeit mit mir herumtrage und aufmerksam bin, Material sammle und

Gespräche führe. Vieles wird mir erst klar, wenn ich es neu ordne und jemandem erzähle. Was ich gesammelt habe, lege ich in ein Mäppchen, und irgendwann kommt dann der Zeitpunkt, wo der Bericht geschrieben werden kann. Das kann auch einmal ein halbes Jahr dauern. Aus den Mäppchen ist mit der Zeit ein persönliches Archiv geworden, ebenso wichtig wie das Internet.

Soweit ich sehe, stand auch bei Ihrer Arbeit als Redaktor beim Kulturmagazin Saiten das Gespräch im Zentrum. Und zwar als eine Art permanenter Austauschprozess mit den gerade nahe beim Heft stehenden Leuten. Das Gespräch unter Freunden könnte man als doppelte Sammlung bezeichnen: von Informationen einerseits und eigenen Gedanken andererseits.

Das ist tatsächlich so. Ich gehe immer davon aus, dass die Leute in meinem Umfeld, die mehr oder weniger an denselben Sachen dran sind, auch die relevanten Informationen zusammentragen können, und dass also möglichst viele Gespräche nicht zerstreuen, sondern bündeln und klären.

Etwas Ähnliches lässt sich meiner Meinung nach auch bei der WOZ feststellen. Man kann oft erkennen, dass da nicht nur reagiert wird, sondern ein Konzept oder eine Planung dahinter steht. Dass da Leute, die sich gut verstehen, zusammengesessen sind und was ausgeheckt haben und nicht zuletzt auch Spass daran hatten. Macht das die gegenwärtige Stärke der Zeitung aus?

Was die aktuelle Profilierung der WOZ betrifft, so vielleicht am ehesten in der Hinsicht, dass hier in letzter Zeit einige Leute zusammengetroffen sind, die einen ähnlichen, klar linken Kurs haben, allerdings mit sehr unterschiedlichen Zugängen. Vermutlich gibt es in der Schweiz im Moment kein Medium, das so kenntnisreich die soziale und die ökologische Frage miteinander verknüpfen

kann. Und diese Stärke hat ihren Grund in der vielfältigen Profilierung in der gegenwärtigen Redaktion. Ich finde sowieso immer die Zusammenarbeiten am besten, wo man aus unterschiedlichen Ecken, in verschiedenen Stilen zum gleichen Punkt kommt. Ich finde nichts langweiliger, wie wenn Zeitungen in einem Jargon geschrieben sind. Umgekehrt sind Publikationen ohne eine Richtung auch einfallslos, das sie sich nur vom Themensetting anderer treiben lassen.

Sicher profitieren wir im Moment auch vom Konkurrenzkampf zwischen den herkömmlichen Tageszeitungen



Kaspar Surber

und den Gratisblättern, wo vor allem die Qualität darunter leidet, und überhaupt dem ganzen News-Brainwash. Als Wochenzeitung kann man daneben ruhig seine Arbeit tun und hat fast schon von selber einen besseren Ruf.

Es fällt auf, dass Sie oft über die traditionellen linken Organisationen wie die SP oder die Gewerkschaften berichten, beziehungsweise deren Personal, deren Vorstösse und Ideen ins Gespräch bringen. Ist

dieser positive Bezug in einer Zeitung, die sich den sozialen Bewegungen stark verbunden fühlt und ihre politische Unabhängigkeit nicht selten über die Distanz zu konventionellen linken Organisationsformen akzentuierte, nicht der Kritik ausgesetzt?

Ok, manchmal heisst es schon: Jetzt redet wieder der Sprecher der Gewerkschaften... Eigentlich habe ich dies nicht von Hause aus mitgebracht: Bevor ich zur WOZ kam, hab ich mich vor allem mit Subkultur, Asylpolitik und Raumtheorien beschäftigt. Das Berichten über konventionelle Vorgänge mag oft nicht als attraktiv erscheinen. Doch gerade in den nüchternen Parlamentsbotschaften passieren die eigentlichen Frechheiten. Mit der Zeit haben mich Themen wie Sozialversicherungen und Lohnfragen zunehmend interessiert. Im Grunde sind Löhne und Renten immer noch die wichtigsten Kampffelder linker Politik. Beispielsweise ist die Mindestlohninitiative nicht einfach nur die x-te Mindestlohninitiative der Gewerkschaften, sondern sie kommt in einem bestimmten Moment und versucht in einem konkreten politischen Feld zu agieren, was eine alte Forderung wieder ganz neu machen kann.

Im Übrigen lässt sich in der Schweiz die politische Bewegung und die institutionalisierte Politik kaum trennen. Politiker mit einer klarer Haltung wie etwa Jo Lang bleiben immer beides: Nationalrat und GSoA-Aktivist.

Die Angst vor der Fadheit institutionalisierter politischer Akte, wie sie demokratische Systeme auszeichnen, hat ja die meisten Medien dazu gebracht, auf eine kontinuierliche Berichterstattung fast ganz zu verzichten. Zum Beispiel findet die Tagesordnung in den Parlamenten kaum mehr Platz in den Zeitungen. Bereits das Unterlaufen dieses Desinteresses könnte also, wenn ich Sie richtig verstehe, eine Aufgabe linker Medien sein. Denn die linken Anliegen sind darauf angewie-

sen, dass die Leute gewisse Sachkenntnisse haben.

Und in Bezug zum Widerspruch zwischen institutionalisierter Politik und ausserparteilichem Engagement ist noch zu sagen, dass es ebenso möglich ist, in den Institutionen wirksam zu agieren, wie man sich auch ausserhalb leicht korrumpieren lassen kann. Wichtig ist einfach, immer wach zu sein.

Ein politischer Akteur, der zurzeit auf der linken Seite erfolgreich zwischen Institution und Bewegung pendelt, ist die Juso. Es scheint da im Moment einige gute Leute an der Spitze zu haben. Der Aufwind hat nicht nur zu einer erhöhten Medienpräsenz geführt, sondern schlägt sich auch im Machtgefüge innerhalb der Mutterpartei nieder. Beispielsweise hat die Juso St.Gallen, wohl gegen die wahltaktische Vernunft, bei den kommenden Nationalratswahlen den ersten Listenplatz ergattert. Worauf beruht dieser Erfolg und wie schätzen Sie ihn ein?

Immer wieder gibt es Orte, wo plötzlich eine gewisse Dynamik auftritt. Vielleicht ist das, was heute bei den Jusos läuft, vergleichbar wie es um 1989 bei der GSoA war. Letzthin erzählte mir ein Anarchist, dass sie Schwierigkeiten hätten mit Nachwuchs, weil alle zu den Jusos gingen. Ihr pointierter linker Auftritt ist auch deshalb wohltuend, weil damit die vorherige bestenfalls sozialliberale junge Generation der SP, repräsentiert durch Leute wie Evi Allemann oder Pascale Bruderer, bereits abgelöst ist.

Etwas ambivalent stehe ich ihrer klaren Machtaffinität gegenüber, die sich nicht zuletzt in solchen Coups wie in St.Gallen zeigt. Die Jusos führen ja immer Gramscis Hegemoniebegriff ins Feld und verfolgen deshalb auch eine konsequent clevere Medienstrategie. Dieser Wille zur politischen Macht scheint mir aber etwas unkritisch zu sein. Dass man so selbstverständlich davon ausgeht, dass man, wenn man selber an der Macht ist, automatisch alles bes-

ser macht, scheint mir etwas kurzsichtig. Wenn man in der Antiglobalisierungs-, der Asylbewegung oder im Kampf gegen die neuen Polizeireglemente politisiert worden ist, hat man vielleicht ein anderes Verhältnis zur Macht. Linke Politik, die mir vorschwebt, muss immer versuchen, einen kommenden noch zu erkämpfenden Zustand bereits vorwegzunehmen, indem schon die entsprechenden Aktionen ein Stück davon einlösen. Das bedeutet, dass linke Politik in Struktur und Auftreten auf Machtkritik angelegt sein muss.

Denken wir ans Wahljahr. Welche Themen von links müssten thematisiert werden?

Wir stecken in einer dreifachen Demokratiekrise. Da ist zunächst hochaktuell die ganze Kampagnenfinanzierung, die ein völlig undurchschaubares Ausmass angenommen hat. Economiesuisse zum Beispiel behauptet, dass sie thematisch und nicht personell arbeiten würden, das heisst, dass sie versuchten, gewisse Ansichten durchzusetzen und nicht einzelne Personen bestechen würden. Nur schon diese Spitzfindigkeit verweist auf die Verfilzung von Politik und Kampagnengeldern. Dieses Problem der Käuflichkeit von demokratischen Entscheidungen müsste die Linke offensiv in den Wahlkampf tragen und die bürgerlichen Parteien damit herausfordern. Der zweite Punkt ist die Anwendung von Notrecht in der Finanzkrise und danach die verweigerte Aufarbeitung, indem sich das Parlament gegen eine PUK zum Fall UBS gestellt hat. Und drittens die Transformation der direkten Demokratie zur Tyrannei der Mehrheit und zur Torpedierung des Rechtsstaates durch die letzten SVP-Initiativen. Die Volksrechte, die ja im Kern Minderheitenrechte sind, werden ad absurdum geführt.

Neben der Demokratiekrise sind ebenso störend die unglaublichen Einkommensungleichheiten, denen man von links einen angriffigen Eigentumsbegriff entgegen setzen sollte. Die Rei-

chen und dieses viele Geld gehen mir extrem auf den Wecker, wobei es nicht darum geht, die Reichen zum Feindbild zu machen, aber...

Vielleicht auch. Ist doch gerade dieser persönliche Impuls, sich am Unrecht zu empören, die Grundbedingung für linkes Handeln. Und Empörung entzündet sich nun mal zuerst an Personen und nicht an Strukturen. Auch wenn es falsch ist, dabei stehen zu bleiben: Die Fähigkeit, sich diesen Impuls zu erhalten, entscheidet vielleicht darüber, dass man nicht zum Zyniker wird?

Ich kann mich jedenfalls nicht daran gewöhnen, dass die SchweizerInnen ihre soziale Lage bei Abstimmungen immer wieder verkennen, indem sie so stimmen, als wären sie einige Schichten weiter oben. Dabei ist die Tatsache, dass Leute wie Blocher oder Hummler Milliardäre oder Multimillionäre sind, politisch gesehen die einzig relevante Eigenschaft, die sofort die fundamentalen Interessensunterschiede klar macht. Die Heimatliebe Blochers und die Kulturliebhabelei Hummlers sind von da her reine Propaganda, um die sozialen Gegensätze einzuebnen und erst recht natürlich die Ausländerhetze der SVP. Die Ausländerpolitik ist überhaupt das entscheidende ideologische Instrument von rechts, um die Besitzverhältnisse stabil zu halten und die verheerenden sozialen Folgen der neoliberalen Gesellschaft zu vertuschen. Leider muss man sagen, dass die Schweiz schon immer darauf angelegt war, dass man so tun konnte, als gäbe es keine sozialen Unterschiede.

Nur konnte man dank der wirtschaftlichen Prosperität und der Systemkonkurrenz im Kalten Krieg zwischen 1950 und 1990 immerhin feststellen, dass auch die unteren Klassen vom steigenden Reichtum profitierten, was heute definitiv nicht mehr der Fall ist.

Gerade deshalb bin ich sehr dafür, zu sagen: Es gibt einfach bei den Gehältern

eine Grenze gegen oben, will man nicht in feudale Zeiten zurückfallen. Ich meine die 1:12 Initiative, die, obwohl realpolitisch formuliert, einen revolutionären Kern hat. Im Sinne von Georg Büchner, der sagte: «Der Unterschied zwischen arm und reich ist das einzige revolutionäre Element in der Welt.» Abgesehen von der Initiative ist es notwendig, dass in der Schweiz eine politische Bildung initiiert wird, bei der wir uns gegenseitig folgende Frage lehren: «Was ist meine soziale Position, was sind ihre Merkmale und wie bin dazu gekommen?» Und erst dann ist es wieder möglich, aus einer durch die eigene Lage bestimmten Position heraus zu argumentieren und nicht einfach jene der Wortführer zu übernehmen.

Wie kann eine linke Zeitung wie die WOZ solche Prozesse begleiten? Oder anders gefragt: Für wen schreiben Sie eigentlich?

Im Moment schreiben wir eher so aus einer Position der vereinigten Linken, was angesichts der Defensive, in der die Linke oft steckt, auch Sinn macht. Allerdings kommen dann die innerlinken Debatten tendenziell etwas zu kurz. Beides aber würde dem Ziel einer Selbstvergewisserung dienen.

Beim Stichwort Selbstvergewisserung kommt dann schnell der Vorwurf, dass man mit einer solchen Orientierung nicht über den Tellerrand hinaus komme, dass man die anderen nicht erreiche und letztendlich nur Preaching to the Converted macht.

Etwas allgemeiner gesehen ist die WOZ zurzeit eine der wenigen kritischen Zeitungen im Land. Das zeigt sich darin, dass sie vermehrt auch interessant ist für nicht spezifisch linke, aber kritisch denkende Leserinnen und Leser. Das *Preaching to the Converted* aber ist keine Sünde, sondern es ist einfach spannender und politisch ergiebiger mit Leuten zu sprechen, die die Sachen nur im Detail etwas anders sehen und nicht bereits im Allgemeinen. Denn erst im Inneren ei-

ner Sache stecken die Widersprüche und werden Zusammenhänge sichtbar, so dass man zum Beispiel die Demontage des Rechtsstaats nicht nur beim Asylgesetz, sondern auch auf dem Fussballplatz zeigen kann. Und plötzlich sind GrundrechtsaktivistInnen näher bei den Fussballfans, als sie glaubten.

Überraschende und politisch bedeutsame Zusammenhänge lassen sich nicht nur in der Gegenwart finden. Gerade über das, was die Historiker Aktualisierung nennen, kann man Vergangenes plötzlich mit Gegenwärtigem zusammenbringen, womit das Gegenwärtige eine historische Tiefe und das Vergangene eine Aktualisierung erfährt. Engagierte historische Arbeiten haben in der Schweiz einiges bewirken können. Ich nenne als Beispiel Niklaus Meienberg mit dem «Landesverräter Ernst S.», Stefan Keller mit «Grüningers Fall» und schliesslich den «Bergier-Bericht». Auch in Ihren Texten lässt sich immer wieder eine historische Sichtweise feststellen. Jede Zeit schreibt ihre eigene Geschichte, indem sie versucht, die Vergangenheit für eine aktuelle Auseinandersetzung brauchbar zu machen. Jede Geschichte erzählt genauso viel über die Gegenwart. Es sagt einiges über diese Jahre aus, wenn gerade schlecht und recht der verstaubte General Guisan aufs Podest gehoben wird.

Allgemein erfreulich ist der Umstand, dass in der Schweiz die Archive, abgesehen von denen der Banken, sehr gut zugänglich sind. Es ist immer wieder erstaunlich, was man hier alles finden kann. Das Interesse der bildungsnahen Schichten an Geschichte ist ja immer sehr gross.

Der vielfältige Büchermarkt und die gut besuchten historischen Veranstaltungen und Ausstellungen zeugen davon. Wobei ich die Vermutung habe, dass weniger das Interesse an Aktualisierung, sondern eher nostalgische Gefühle bestimmend sind. Geschichte ist einfach eines von vielen

möglichen Mitteln, um zu sagen, was im Moment wichtig ist. Sie kann Zunder sein, kann aber auch einschläfern, indem sie zum Beispiel aktuelle Konflikte einfach durch Historisierung unschädlich macht. Deshalb stellt sich immer die Frage: Geschichte wozu?

Sie sind neben Ihrer Arbeit bei der WOZ auch noch Präsident des Vereins Palace in St.Gallen. Das Palace ist ein ehemaliges Kino, das seit fünf Jahren mit einem ambitionierten Musikprogramm und der «Erfreulichen Universität», einer Art Volksuni, das kulturelle Leben der Stadt mitprägt. In einer Diskussion über das Palace haben Sie einmal gesagt: «Wir haben kein Zielpublikum.» Wie war das gemeint?

Ob Zeitung oder Konzertlokal: Letztlich ist es wichtig, dass man die Sachen vor allem so macht, dass sie für einen selber interessant sind. Es funktioniert dann, wenn innerhalb einer allgemeinen Richtung alle ganz individuell ihre eigenen

Dinger verfolgen. Alles andere, die Ausrichtung an einem spezifischen Zielpublikum oder zu enge Vorgaben, bringen einem davon weg.

Sie haben neben Politik und Journalismus immer in verschiedenen kulturellen Zusammenhängen gearbeitet. Woher kommt der Impuls für dieses Engagement?

Ich bin nach der Kanti mehr zufällig in die Kulturszene hineingerutscht, und irgendwann habe ich gemerkt, dass das die Leute sind, die mich interessieren: Weil sie ein freies, wildes, gemeinsames Leben führen. Und weil sie ein paar Methoden kennen, wie der Inhalt und die Form zusammenfinden. Es braucht für eine gute Gesellschaft nebst sozialer Gerechtigkeit und Demokratie auch immer das Fest. Denn es gibt wohl kein Erlebnis, das genauer und intensiver den oben bereits erwähnten künftigen Zustand vorwegnehmen kann, als ein gutes Konzert oder ein ausgelassenes Fest. ●

Kaspar Surber, Jahrgang 1980, arbeitete als Redaktor beim Ostschweizer Kulturmagazin Saiten und heute bei der Wochenzeitung WOZ. Er ist Vereinspräsident des Kulturlokals Palace in St.Gallen.

Schluss von Seite 66

vertrauend, dass Gott allein die Genugtuung für jene ist, die Gerechtigkeit suchen.

Er war ein Hungernder und Dürstender nach Gerechtigkeit; mit seiner ganzen Kraft arbeitete er daran, die Menschen von Ungerechtigkeiten zu befreien und der Gerechtigkeit Raum zu geben. Mit aller Energie kämpfte er für den Respekt gegenüber den Menschenrechten und für die Würde aller Menschen. Es gab kein Leiden, das ihn unberührt liess. Gegenüber jenen, die ihn falsch beschuldigten und ihn mit den niederträglichsten Methoden zu bekämpfen versuchten, handelte er mit Gesten der Barmherzigkeit. Er hoffte mit Geduld, dass auch sie verstehen würden, dass sie ihr eigenes Leben zerstören, wenn sie sich von ihrem schlechten Tun, von ihrem Ehrgeiz und ihrem Egoismus nicht distanzieren würden. Don Samuel hatte Augen, um das Angesicht Gottes in jedem seiner Schwes-

tern und Brüdern zu sehen. Denn er hatte ein reines Herz. Wir sind Zeugen, wie er bis zum Ende seines Lebens als wahrhafter Sohn Gottes gelebt und sich für den Frieden eingesetzt hat, für einen Frieden, der aus Gerechtigkeit und Liebe wächst.

Selig bist du, iTatic Samuel, du wurdest verfolgt wegen deines Einsatzes für Gerechtigkeit, und deshalb ist sie heute dein, die Herrlichkeit der Himmel. Selig bist du, iTatic Samuel, der du Ziel von Beleidigungen und von unzähligen Verfolgungen warst für die Sache von Jesus. Du hast dich eingesetzt für das, was die Fülle des Lebens für alle Menschen dieser Erde ist. Freue dich heute und tanze vor Freude vor Gott, denn all das hast du erlitten, weil du treuer Prophet von Jesus bist. Selig bist du, iTatic Samuel, der du heute den Lohn der Gerechtigkeit kostest. «Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts fehlen» ●

*Übersetzung:
Karl Heuberger*